

FEUILLETON

Musikhören ist die liebste Freizeitbeschäftigung der 12- bis 25-Jährigen, so steht es in der *Shell-Studie*, die die Interessen und das Wertebewusstsein junger Menschen untersucht. Überall tragen sie Musik mit sich herum, die Kopfhörerknöpfe im Ohr und den MP3-Player in der Jackentasche. Doch merkwürdig: In der Schule lernt Musik kein Lieblingsfach. Weit hinten rangiert es in der Wertschätzung der Schüler. Ein Laferlach. Nicht so wichtig. Viele Schüler wissen gar nicht, wie guter Musikunterricht sein könnte. An den Grundschulen in Deutschland fallen nach Erhebungen des Verbands Deutscher Schulmusiker 82 Prozent der Musikstunden aus oder werden von fachfremden Lehrern gegeben. Manchmal müssen Mütter mit Gitarrenkenntnissen einspringen, damit die Kinder ein paar Lieder lernen. An den Haupt- und Realschulen liegt die Ausfallquote bei 63 Prozent und an Gymnasien bei 36 Prozent. Musik läuft eben nur nebenher. Sie droht aus dem Bildungsbewusstsein unserer Gesellschaft zu verschwinden – unter der Dauerbeschallung der MP3-Player.

Dabei ist es längst kein Geheimnis mehr, wie sehr Musik die Entwicklung des Menschen fördert. Der renommierte amerikanische Kognitionspsychologe Howard Gardner etwa hat eine Intelligenztheorie entwickelt, die auch emotionale und soziale Fähigkeiten einschließt. Er hält die musikalische Intelligenz für eine der wichtigsten Teilintelligenzen des Menschen. Die Welt der Töne befähigt Kinder, ihre Umgebung besser zu verstehen und sich anderen mitzuteilen. Musizieren lässt die Verbindungen zwischen den Nervenzellen beider Gehirnhälften besser wachsen, fördert Konzentration und Kommunikation. Dabei, so ergaben wissenschaftliche Studien, ist es besonders wichtig, selbst aktiv zu werden, zu singen, ein Musikinstrument zu spielen. Passives Konsumhören bringt nur wenig. Kinder, die ab dem sechsten Lebensjahr kontinuierlich zwei Stunden Musikunterricht in der Woche haben, dazu ein Instrument lernen und

Kinder brauchen Musik

Wie es der Chorleiter Eckart Strate schafft, die Menschen zum Singen zu bringen **SEITE 58**
Appelle von Simone Young, Herbert Grönemeyer, Kent Nagano und Thomas Quasthoff **SEITE 59**

es in einem Ensemble spielen, könnten nach drei Jahren ihre Intelligenzleistungen und vor allem das räumliche Vorstellungsvermögen verbessern, folgert der Musikpädagoge Hans Günther Bastian aus einer Langzeitstudie an Grundschulkindern. Sie seien aufnahmefähiger, sozial kompetenter und selbstbewusster als unmusikalische Gleichaltrige. In Folgestudien wurden Bastians Beobachtungen bestätigt, auch kontrovers diskutiert. Mit Musikunterricht lassen sich zwar keine besseren Menschen schaffen, sicher jedoch Eigenschaften und Begabungen vertiefen, die schon angelegt sind. Es gibt viele musische »Transfer-Effekte«, aber vor allem soll Musikunterricht den Kindern Spaß machen, da sind sich die Forscher einig. Dann macht Musik besonders glücklich, wie unter anderem der Neurowissenschaftler Vinod Menon und der Psychologe Daniel Levitin an der Universität Stanford untersucht haben: Gern gehörte Melodien stimulieren Regionen im Gehirn, die dafür zuständig sind, den Körper mit angenehmen Gefühlen zu »belohnen«.

Trotz solcher wissenschaftlichen Erkenntnisse hat es die Musik nicht erst seit dem Pisa-Schock in Deutschland schwer, gegen »harte« Fächer wie Mathematik anzukommen. Was zählt, ist Leistung, und die ist im Musikunterricht schwer messbar. Mit ein bisschen Musik komme keiner dem Abitur näher, so der verbreitete Irrtum. Deshalb tobt an den allgemeinbildenden Schulen wie in der ganzen Gesellschaft ein akademischer Grabenkampf zwischen den schönen, aber scheinbar nutzlosen Künsten und den Naturwissenschaften, auf die es vermeintlich viel mehr ankommt. Der Deutsche Musikrat hat vor drei Monaten einen so genannten Berliner Appell an den Bundespräsidenten Horst Köhler gemacht, der beste in drei Jahren – ein Notruf. In ihm wird vor der weiteren Vernachlässigung des Musikunterrichts gewarnt. Jedes Kind müsse, »unabhängig von seiner sozialen und ethnischen Herkunft, die Chance auf ein qualifiziertes und breit angelegtes Angebot musikalischer Bildung erhalten, das die Musik anderer Ethnien einschließt«.

Vorschläge für bessere musische Bildung sind nicht neu: Schon der reformerische Musikpädagoge Leo Kestenberg kämpfte in den zwanziger Jahren um zwei Wochenstunden Musikunterricht in den Klassen 1 bis 10, damit die Kinder ein Musikinstrument lernen können. Eine Stundenzahl, die sinnvoll erscheint, aber bis heute bundesweit nirgendwo kontinuierlich unterrichtet wird. Im Gegenteil: Bei Stundenmangel werde das Fach häufig ganz gestrichen, beklagt der Schulmusikverband, wovon Grund- wie weiterführende Schulen gleich stark betroffen seien. Und Musik wird mit Kunst oft im Wechsel halbjahresweise unterrichtet.

Doch nicht nur die Musikstunden sind knapp, es mangelt auch an Fachlehrern. Interesse allein genügt nicht, um Schulmusik zu studieren. Wer die Zulassungsrests an den Hochschulen bestehen

Macht Musik!

Wer ein Instrument lernt, kommt besser durchs Leben. Aber warum nur weiß unsere Gesellschaft das Glück des Musizierens nicht mehr zu schätzen?

VON SARAH SCHELP



FELIX, Schüler am Hamburger Albert-Schweitzer-Gymnasium, spielt Fagott in der Schule

will, muss mindestens ein Instrument auf höchstem Niveau beherrschen. Klavier spielen, vorsingen und fit sein in Gehörbildung, Tonsetz, Theorie. Viel zu anspruchsvoll, finden Kritiker der Ausbildung, schließlich wolle man keine Meistersolisten ausbilden, sondern motivierte Lehrer mit Spaß an der Sache. Hinzu kommt, dass die Arbeit im Schuldienst nicht verlockender geworden ist, seit in Hamburg etwa ein neues Arbeitszeitmodell eingeführt wurde: Musiklehrer müssen nun mehr Stunden geben als ihre Kollegen in Hauptfächern wie Mathematik oder Deutsch, wenn sie genauso viel verdienen wollen. Mag sein, dass in Mathematik mehr Korrekturen anfallen, aber in den Köpfen vieler Musiklehrer kommt die Botschaft an: Eine Stunde Musik ist weniger wert als eine in Geometrie.

Es ist schick, Kulturation zu sein, das Land namhafter Konzertsäle und der Berliner Philharmoniker, die Heimat weltberühmter Komponisten wie Beethoven und Bach. Ob das trotz der desolaten musischen Ausbildung so bleibt, wollen die Kulturratgeber nicht mehr abwarten. Sie haben verstanden: Wer als Kind klassische Musik nicht genießt, geht später auch nicht in *La Traviata*. Immer mehr von ihnen kooperieren mit Schulen und ersinnen didaktisch wertvolle Promo-Aktionen, um den Nachwuchs zu gewinnen. An den Orchestern und Opernhäusern ist in den letzten Jahren ein regelrechter »Education-Rummel« ausgebrochen.

»Oper.Über.Leben« heißt vielsagend eines dieser Projekte, mit dem die Bayerische Staatsoper den Musikunterricht an Hauptschulen im Freistaat bereichern will. Musiker des Ensembles erklären als »Orchester Tutoren« den Schülern eine Oper und besuchen dann mit ihnen gemeinsam eine Aufführung. Ein rares Kultur-Bonbon für die Hauptschüler. Denn seit die Kultusministerkonferenz die Vereinbarung aufgehoben hat, Musik in der Sekundarstufe I als Pflichtfach zu unterrichten, ist es vielerorts nur mehr Wahlpflichtfach – und die Schüler wählen es in der siebten Klasse ab. Noch tröstlicher ist die Situation an den Sonderschulen: Es gibt Einrichtungen, die seit 20 Jahren vergeblich auf einen Fachlehrer für Musik warten.

Dabei ist für Kinder aus sozial schwächeren Elternhäusern die Schule oft der einzige Zugang zur Musik. In der fünften Klasse, so erzählen Lehrer aus Haupt- und Sonderschulen, habe ein Großteil ihrer Schüler nie bewusst klassische Musik gehört, geschweige denn selbst musiziert. Aber in den Genuss des bayerischen Staatsoperprojekts gelangen pro Jahr gerade mal vier Hauptschüler. Auch die spätestens seit dem Kinofilm *Rhythm is it!* boomende Musik-Eventkultur an Problemschulen erreicht selten mehr als 100 Schüler auf einen Schlag. In Deutschland gehen aber derzeit rund 9,5 Millionen Kinder und Jugendliche in die Schule – und das nicht projektwochenweise, sondern jeden Tag. Aktionen wie Oper.Über.Leben, die School-Tour der Deutschen Phono-Akademie oder das Education-Programm der Berliner Philharmoniker können den regulären Musikunterricht nicht ersetzen. Sie sind trotz der genannten Engagements nicht mehr als Appetitstücken, die das eigentliche, vornehmlich strukturelle Problem ungewollt kaschieren. Diese »Events« – von den Politikern mit viel Applaus bedacht – bleiben oft nur schillerndes Versprechen auf ein Leben mit Musik.

An den rund 940 gemeinnützigen Musikschulen sieht es nämlich nicht viel besser aus als an den allgemeinbildenden Schulen: Subventionen werden gekürzt, folglich gibt es zu wenige Musiklehrer und mitunter Wartezeiten von mehreren Jahren, bis ein Kind mit dem Instrumentalunterricht beginnen kann. Gut eine Million Schüler musizieren hier, eine Zahl, die seit über zehn Jahren stabil geblieben ist. In der Regel werden nicht 30 Prozent, wie im Idealfall geplant, sondern über 45 Prozent der anfallenden Kosten über die Unterrichtsgebühren der Eltern bezahlt. Die Monatskosten für einen wöchentlichen, 45-minütigen Einzelunterricht schwanken an den gemeinnützigen Musikschulen je nach Region. In Ludwigslust/Mecklenburg-Vorpommern etwa betragen sie 57 und in Stuttgart 81 Euro. Ein Instrument zu lernen wird für Eltern mit Durchschnittseinkommen so rasch zum unerschwinglichen Luxus.

Er habe, erzählt Christian Höppler, der Generalsekretär des Deutschen Musikrats, bei einem Musik-Education-Projekt zwei türkische Schüler kennen gelernt, die nach anfänglicher Distanz begeistert mitanzogen und sangen. Als das Projekt vorüber war, wollten sie weitermachen. »Die Musikschule in ihrem Bezirk hat sie dann auf die Warteliste gesetzt«, sagt Höppler. In zwei Jahren vielleicht, wurde den Jungen gesagt, könnten sie mit ihrer Musikbegeisterung wiederkommen. Wenn sie dann noch da ist.



Jammervolle Veranstaltung

Der erste Deutsche Theaterpreis

Das Beste am Deutschen Theaterpreis ist, dass es ihn endlich gibt. Nach manchen gescheiterten Anläufen in den vergangenen Jahren haben sich nun der Deutsche Bühnenverein, die Kulturstiftung der Länder und die Akademie der darstellenden Künste auf ein Konzept geeinigt. Die Form – oder genauer: »das Format« – der ersten Preisverleihung im Essener Opernhaus war allerdings die Selbstabdankung des Theaters zugunsten des Fernsehens. Acht Einzelpreise wurden in unterschiedlichen Kategorien jeweils von einem prominenten Paten nach dem verheerenden Beispiel von Filmpreis-Galas präsentiert und vergeben: Sie gingen an Jürgen Gosch für die beste Regie, Katharina Schüttler (beste Darstellerin), Jossi Wieler (bester Opernregisseur), Evelyn Hoss (beste Sängerin), Meg Stuart (beste Produktion), Marijn Rademaker (bester Tänzer), Klaus Schumacher (Kindertheater) und Katrin Back (Ausstattung). Es war ein Rundblick in die deutsche Kulturlandschaft.

Allerdings waren die Grenzen des Versuchs, ein ganzes Jahr deutschen Bühnengeschehens mit vielen hundert Produktionen in acht Preise zu fassen, mit Händen zu greifen. Die nominierten Künstler und Inszenierungen wurden »TV-gerecht« in jeweils 60 bis 90 Sekunden zur Unkenntlichkeit erstellt, ob *Heald Gable* oder *Macbeth*, ob *Tristan und Isolde* oder *Schwannensee*: Es war ein Jammer.

Einmal mehr war zu sehen, was passiert, wenn der Trend zur großen Kulturinszenierung zum Selbstzweck wird und das gesellschaftlich-mediale Ereignis den künstlerischen Anspruch überlagert und schließlich verdrängt. Man muss Kultur und »Events« nicht prinzipiell für unvereinbar halten. Nichts spricht gegen Ereignisse, schon gar nicht im Bereich von Kunst und Kultur – wenn das Wesentliche erkennbar bleibt. Aber dies muss auch die Kunst bedenken, wenn sie sich inszenatorisch dem Fernsehen auslieert.

Wieso muss eigentlich der Faust mit dem Oscar konkurrieren? Und wird die Vergabe eines Deutschen Theaterpreises wirklich erst durch eine Fernsehübertragung gedeckt – übrigens im ZDF-Theaterkanal, also doch unter weitgehendem Ausschluss der Öffentlichkeit? Warum unterwirft sich Theater einem Format dermaßen – mit Show-Treppe, Bühnennebel, kreisenden Scheinwerfern und Aufwärm-Apparatus-Animation –, das am Ende nicht Theater im Fernsehen, sondern auf Fernsehformat geschumpftes Theater entsteht? Das grandios gescheiterte Konzept zu kritisieren ist freilich einfacher, als eine überzeugende Alternative vorzuschlagen. Vielleicht wäre die Vergabe eines großen Theaterpreises, der einmal jährlich für herausragende Leistungen darstellender Kunst in der Form vereinbarter Kategorien vergeben und mit einer exemplarischen Aufführung verbunden würde, die bescheidenere und zugleich großzügigere Lösung.

George Tabori, der große alte Mann des deutschen Theaters, der den Faust für die Würdigung seines Lebenswerkes nicht persönlich entgegennehmen konnte, hat nichts verpasst, was er nicht auch am Fernsehgerät bequem hätte verfolgen können. Was im ganz kleinen TV-Format nicht zu sehen war, hat an diesem Abend auch nicht stattgefunden: großes Theater. **NORBERT LAMMERT**

Norbert Lammert, CDU, ist Präsident des Deutschen Bundesstagees

ANZEIGE

www.tc Chronograph

Tel. +49(0)89-599454-0
www.girard-perregaux.com-gp@tudelft.nl

GP
GIRARD-PERREGAUX



Foto: M. Uwe Arens für DIE ZEIT/www.arense.de

ZU DEN FOTOS AUF DIESEN SEITEN

Vorbildlich

Seit 1970 hat das Hamburger Albert-Schweitzer-Gymnasium, an dem die Fotos für diese Seiten entstanden, einen Musikzug: Zwei Klassen pro Jahrgang sind so genannte Musikklassen. Dort erhalten die Kinder vier statt der üblichen zwei Stunden Musikunterricht, dafür werden in anderen Fächern zwei Stunden eingespart. Die eine Hälfte der Musikstunden gilt den Klassenorchestern: Jedes Kind einer Musikklasse muss ein Orchesterinstrument spielen. »Das Zusammenspiel«, sagt der Schulleiter Frank Schmidt, »ist zur Stärkung der Klassengemeinschaft unschlagbar.« Das Gymnasium hat etliche namhafte Musiker hervorgebracht, darunter den preisgekrönten Geiger Christian Tetzlaff. Ab der 7. Klasse kommt das Musizieren in den Ensembles der ganzen Schule hinzu, macht vorbildliche fünf Stunden Musikunterricht pro Woche. Für unseren Fotografen Uwe Arens machten die Schüler der Klasse 5 b bereitwillig Überstunden und posierten zwei Nachmittage lang mit ihren Instrumenten und im Ensemble.

CLARA spielt die Posaune, NIKLAS streicht den Kontrabass

Seine Singakademie ist auf Sand gebaut, mit Strandhafer ausgelegt, der Wind bildet die Wände, der Himmel das Dach. Das Rollen der Nordsee ist der Generalbass unter Eckart Strates Lektionen, gestört werden sie nur ganz gelegentlich von den Bundeswehr-Torpedos, die, von Jever kommend, über dem Meer den Ernstfall üben. Kurze Pause. Dann weiter im Stoff, der seit nunmehr 40 Jahren der gleiche und doch jedes Jahr ein neuer ist: das Lied. Lieder aus aller Welt, Volkslieder, Kunstlieder, Kinderlieder, Songs, Chansons, einstimmig, mehrstimmig, Kanons.

Zunächst wollte er nur kostengünstig über den Sommer kommen

Eckart Strate ist der Dünensänger von Spiekeroog. Ein heimlicher Star ist er auf der ostfriesischen Insel und darüber hinaus geworden, seit er sich im Sommer 1966 zum ersten Mal mit seiner Gitarre in eine Kühle hinter den Schuppen setzte, in dem die Strandkörbe Winterschlaf halten. Dabei hatte er einfach nur etwas für ihn ganz Selbstverständliches öffentlich gemacht: Singen. 20 Leute mögen es damals gewesen sein, die mittun wollten. Denn Eckart Strate wollte nie bloß ein Vorsänger sein, kein Wind-und-Wellen-Barde, der auf Zuruf zum Schifferklavier maritimes Liedgut absputzt, wie er das auf anderen Nordseeinseln gesehen hatte. Und er ist auch kein Massenprediger wie Gert Hofmeister, sondern der Graswurzelarbeiter auf der Liederwiese. Ein Anstifter, Lehrer von Beruf und aus Nei-

gung. Heute kommen bis zu 400 Menschen, um mit ihm zu singen, in der Hauptferienzeit viermal pro Woche. Und selbst seine Sängertreffen in der insularen Nebensaison haben bis zu 150 Teilnehmer, genauso seine Festland-Workshops zwischen Schliehsee und Schwellenrup. Wie viele Menschen er zum Singen gebracht hat, kann Strate nur ahnen. »Ein paar Tausend werden es schon sein«, sagt er.

Genau kennt er die Anzahl der Lieder, die er in vier Jahrzehnten unter Volk geleistet hat. In einem speckig gefingerten Papphefter verwahrt er die Listen, zunächst mit Schreibmaschine akkurat geführt, inzwischen reiht sich hier handschriftlich in langen Spalten Lied an Lied. 1800 Stück sind es, vom ganz frühen *Schlaget eine Nachtriggall* und Beethovens Kanon *Signor Abate*, die schon bei der Premiere 1966 dabei waren, bis zu *Bian gorno, mia cara* aus dem Sommer 2006. Das sind 40 bis 50 neue Lieder pro Saison und klingt nach einem missionarischen Eifer, aber ein Missionar will Strate partout nicht sein, »der Begriff ist belastet«.

Wie das Singen überhaupt: »Die Nazis haben es in Verruf gebracht.« Und obwohl er nur »ideologiefreie, aber engagierte Lieder« im Repertoire hat, macht sich der Fan von Franz Josef Degenhart und François Villon keine Illusionen: »Das Singen stirbt aus.« Strate hat zwar echte Groups, die ihm hinterherreisen, aber die meisten stammen aus der Generation 60 plus. Eine kulturpessimistische Suada über Fernsehen, DVD-Verleihe, MP3-Player und all die anderen Beresungsinstitutionen, die dem Menschen selbst den Ton abdrücken, verkörpert der Sänger sich mit Mühe. »Egal, ob Taufe, Hochzeit

Mit ihm zu singen ist cool

Eckart Strate ist der Dünensänger von Spiekeroog. Seit vierzig Jahren predigt er Jung und Alt, wie schön es ist, Volkslieder zu singen

VON CHRISTOP SIEMES

oder Geburtstag – überall wird doch gesungen. Und jeder singt mit seinen Kindern.« Aber mehrstimmig unter der Dorfblinde – das ist vorbei.

Und das sei keine Frage des Repertoires, sagt Strate. Der Graben zwischen U und E wird bei ihm mit Dünen sand zugeschüttet, die Beatles kommen genauso vor wie Purcell oder der Tietelsohn aus *Wie im Himmel*, dem Chorfilm, den Sänger in ganz Deutschland allein durch Flüsterpropaganda zu ihrem Blockbuster gemacht haben. Inzwischen bekommt Strate von Freunden Lieder eigens geschrieben, Vertonungen von Goethe, Heine, Storm. »Ein Blatt aus sommerlichen Tagen, ich nahm es so beim Wandern mit... Für seine Auswahl hat er nur zwei Kriterien: »Musik und Text müssen *niob* ansprechen. Und leicht singbar muss es sein, für jedermann.« Wenn er, der inzwischen pensionierte Lehrer, in kurzen Hosen in der Dünenküde energisch die Einsätze gibt, krabbeln Kleinkinder um den Bollerwagen mit dem Noten- und CD-Angebot herum, während manch 80-jähriger Blechbläser mit den Möwen um die Wette geht. Und die Generationen dazwischen sind genauso stark vertreten. Mag auf dem Festland das Bürgerturn zugrunde gehen, auf Spiekeroog ist Singen cool.

Dabei fand Strate die Insel beim ersten Besuch ziemlich langweilig, rückständig, vergammelt und allenfalls von morbiderm Charme. Sein Vater feierte dort 60. Geburtstag, dafür schien das Ambiente gerade recht. Aber für einen sportlichen Mitbewerber mit Theaterfahrung und Kunstanspruch? Er blieb dann doch, weil hier seine eigene studentische Suche, wie man kostengünstig über den Sommer kommt, ein Ende fand: Vier Mark pro Stunde Singen zahlte ihm die Kurverwaltung und gewährte – auf der sommers chronisch überbuchten Insel eine Göttergabe – freie Unterkunft in der Strandkörbbaracke. So ist es bis heute geblieben, aus vier Mark wurden 75 Euro pro Veranstaltung, aus der Baracke ein Zimmer.

Begonnen hat des Sängers wundersame Sendung im bürgerlichen Elternhaus in Minden, wo jedes der vier Strate-Kinder ein Instrument lernen musste und schon beim Abwasch mehrstimmig gesungen wurde. Ein deutsches Musikleben: erst die Geige, dann der Schulchor, schließlich die Marienkantorei in Lemgo inklusive des obligatorischen *Weihnachtsoratoriums*. Und dann die sanfte Revolution in *blue notes*: Mit 13 bringt sich Eckart Strate selbst Gitarre

und Banjo bei, spielt Jazz, Folk, Tanzmusik. Und singt, nicht ganz ungenügend: »Als Sänger bist du immer der Held, die Zeche ist frei, und die Weiber liegen dir zu Füßen...« Wegen der Chansons von Georges Brassens studiert er Französisch – und weil sein Vater warnte, nur ja nicht das Hobby zum Beruf zu machen. So wird er Lehrer für Französisch und Sport in Bremen; Musik macht er nur im Kinderfunk von Radio Bremen und mit seinen Schülern in freiwilligen Arbeitsgruppen.

Freiwilligkeit ist für den Bürgersohn oberste Sängerpflicht

Denn wenn der Liedsänger Strate aus seiner bürglichen Musiksozialisation eine Botschaft destilliert hat, dann die: »Leistungsdruck beim Singen ist meistens tödlich.« Schon der Perfektionismus in seiner frühen Chorsängertzeit, das zwangsläufige Proben auf eine Aufführung hin, hat ihn in eine andere Richtung gebracht. Einmal ließ er sich dazu verdonnern, Ernst Albrecht und andere dänische Honoratioren in Bonn zum Singen zu animieren, ein Desaster mit viel Bier, zu viel Schnaps, zu vielen Zigaren und Dönekies. Aber auch der monatliche Pflichttermin in der Waldorfschule in der Nähe seines Wohnorts Worswede wurde allen Beteiligten sauer, deshalb ist Freiwilligkeit oberste Sängerpflicht. Strate kennt keine per se unmusikalischen Kinder, dafür aber viele Erwachsene, die im Kopf blockiert sind vom eigenen Kulturspruch, »Singen geht für die erst, wenn es wenigstens die *Winterreise* ist.«

Und doch kann auch der gute Mensch von Spiekeroog penetrant sein, Lehrer bleibt Lehrer. Er ärgert sich über das innovationsfeindliche Publikum zur Hauptsaison, weil es immer nur nach den *greatest hits* verlangt, von *Rosalinde* bis zu *Der Baum vor dem Haus*. »Aber da bin ich rigide: Wenigstens eine Dreiviertelstunde wird Neues geübt.« Takt für Takt, Zeile für Zeile, erst nur die Melodie, gesummt oder gelallt, schließlich der Text, Vers für Vers.

Und diese Kulturtechnik ist dem Untergang geweiht? Nicht ganz, sagt Strate. Seine Nichte Johanna habe sich bereits um seine Nachfolge beworben. Sie ist jetzt sieben.

Audio www.zeit.de/audio

Kino

Der Link zum Film: www.zeit.de/kino

BEZAUBERND! Spiegel

★★★★★

„EIN ECHTER SONNENSTRAHL IN DIESEM WINTER!“ Brigitte

★★★★★

„DER HÖHEPUNKT DES FILMJAHRES 2006!“ Intro

„SIE WERDEN WEINEN VOR LACHEN!“ Cosmopolitan

„NICHT VERPASSEN!“ GQ

LITTLE MISS SUNSHINE

EINE FAMILIE AM RANDE DES NERVENZUSAMMENBRUCHS

JETZT IM KINO!

www.little-miss-sunshine.de

GEWINNEN SIE MIT VOLKSWAGEN ZUM KINOSTART EINE REISE NACH KALIFORNIEN!

WWW.VOLKSWAGEN.DE/LITTLE-MISS-SUNSHINE

Berlin	Adria, Babylon (OmU), Cinemax Potsdamer Platz, CineStar Sony Center (OV), Filmpalast, Filmtheater am Friedrichshain, Hadesche Höfe (OmU), Kino in der Kulturbrauerei, Passage, Xenon, Thalia Potsdam
Frankfurt	Cinema, Metropolis, Berger (OmU), Turm (OV)
Hamburg	Abaton (OmU), Passage, Studio, Zeile
Köln	Cinedom, Metropolis (OmU), Odéon
München	ABC, Cinema (OV), City (OmU), Erding, Mathäser, Tirol, Ufa, Seefeld

SPIELEND ERFOLGREICH – VIER PROMINENTE BEISPIELE

Was man mit Musik erreichen kann

Elfriede Jelinek: Man kennt die Literatur-Nobelpreisträgerin als kalte, erbarmungslose Moralistin, die mit harschen und sarkastischen Worten die männlichen Herrschafts- und Gewaltverhältnisse geißelt. In ihrer Kindheit durchlief sie allerdings die klassische Wiener Schulung höherer Töchter. Früh erhielt sie Ballettunterricht, lernte Geige und Orgel. Später studierte sie am Wiener Konservatorium Klavier und Komposition. 1971 schloss sie ihre musikalische Ausbildung mit einem Examen als Organistin ab. Die Schwedische Akademie hob denn auch »den musikalischen Fluss von Stimmen und Gegenstimmen« in ihrem Werk hervor.

Armin Mueller-Stahl: Auch wenn er einer der beliebtesten Schauspieler Deutschlands werden sollte: Sein Schauspielerstudium musste Mueller-Stahl nach einem Jahr wegen »mangelnder Begabung« abbrechen. Erfolgreicher war er zuvor in der Musik. Nach dem Semestern schloss er sein Studium mit dem Examen zum Konzertgeiger und Musiklehrer ab. Ein Jahr lang war er noch als Dozent, bevor er seine Schauspielkarriere einschlug, die ihn bis zur Oscar-Nominierung führen sollte.

CondoLeza Rice: Schon ihr Name ist Musik und spricht von Musik, eine Ableitung der musikalischen Ausdrucksweise *con dolcezza*, mit Süße. Pianistin, so der Wunsch ihrer Mutter, sollte sie werden. Mit 15 Jahren gewann Rice am Klavier einen Jugendmusikwettbewerb und durfte mit dem Denver Symphony Orchestra Mozarts Klavierkonzert in d-Moll spielen. Es folgten zwei Jahre als Musikstudentin an der University of Denver. Im Alter von 17 Jahren besuchte sie die renommierte Sommerschule des Aspen Music Festival. Dort bemerkte sie, dass sie zwar das Zeug zu einer guten Pianistin, nicht aber das Talent zu einer überragenden hätte – schlug sich die Musik aus dem Kopf und begann, internationale Beziehungen zu studieren.

Lothar de Maizière: 1990 wird de Maizière zum ersten und letzten demokratisch legitimierten Ministerpräsidenten der DDR gewählt und mit dem geordneten Übergang zur deutschen Einheit betraut. Was Ordnung und Einheit bedeuten, brauchte man ihm nicht zu sagen: Der an der Musikhochschule in Ost-Berlin ausgebildete Geiger spielte jahrelang in verschiedenen Theater- und Kulturorchestern, bis ihn eine Nervenkrankung des linken Armes zwang, den Beruf zu wechseln. Spielend ergriff er den des Rechtsanwalts.



DIE SCHULKLASSE ALS ORCHESTER – Finn (Horn), Daniel (Posaune), Felix (Fagott), Nele (Cello), Leo (Kontrabass), Paul (Pauke), Elisabeth, Lisa-Julie, Paula (Geigen)

Für mehr Musik an Deutschlands Schulen

Das Land von Bach und Beethoven vernachlässigt die musikalische Bildung seiner Kinder. Vier berühmte Musiker fordern: Das muss sich ändern!

Schlagzahl erhöhen!

HERBERT GRÖNEMEYER IM GESPRÄCH



DIE ZEIT: Erinnern Sie sich an Ihr erstes Musikserlebnis?

Herbert Grönemeyer: Mit vier Jahren habe ich angefangen zu singen. Es gibt sogar noch Aufnahmen, da singe ich *Ein Schiff wird kommen und Freude schöner Güterfunke!* Mit sechs habe ich dann Ukulele gelernt, diese kleine, viersaitige Gitarre. Und gleich danach richtige Gitarre, unter Anleitung meiner beiden Onkel, die waren Pfadfinder. Mit neun kam dann Klavier dazu. Meine erste Lehrerin, Frau Meise, war furchtbar. Die hatte die Hände immer mit Nivea eingecremt, gab mir nie die Hand und klopfte mit einem Bleistift den Takt auf dem Klavier. Da bin ich schon vor Angst gestorben. Mit 13 wollte ich aufhören. Zum Glück haben meine Eltern das gemerkt, mein Vater hat sein ganzes Geld zusammengezackert und einen kleinen, gebrauchten Stuhlflügel besorgt – und einen neuen Lehrer.

ZEIT: Kommen Sie aus einer musikalischen Familie?

Grönemeyer: Mein Großvater spielte Cello, meine Großmutter hatte eine Gesangsausbildung. Meine Mutter hat sehr darauf geachtet, dass wir Brüder alle drei ein Instrument lernen. Bei uns wurde alles gehört. Wir haben nicht geschwiegt um die Kerze gessen und Schubert gehört. Es liefen auch Hendrix und McLaughlin und ich weiß nicht was. Das halte ich für ganz zentral: Man kriegt die Jugendlichen heute am besten zu packen bei ihrer eigenen Musik. Und die Rockmusik ist die klassische Musik des 20. Jahrhunderts, da können sich alle auf den Kopf stellen.

ZEIT: Wollten Ihre Eltern, dass Sie Musiker werden?

Grönemeyer: Im Gegenteil. Das fanden die überhaupt nicht lustig, als ich so auf Musik beharre. Ich bin mit 17 zu Zadek aus Bochumer Theater gekommen und wurde musikalischer Leiter, noch vor dem Abitur. Mein Vater drängte mich, Jura zu studieren, was ich dann auch angefangen habe. An der Musikhochschule in Köln habe ich noch ein Jahr Komposition studiert, mich aber nur mit den Professoren gestritten. Meine Eltern haben gemerkt, dass ich Blut geleckt habe. Das sehe ich ja auch bei meinen eigenen Kindern: Wie kann man es schaffen, dass sie *booked* werden, wie der Engländer sagt, dass sie anbieten? Wie schafft man es,

ein Kind von einem Instrument zu faszinieren? Das ist fürs ganze Leben ein Glück. Man darf es aber ja nicht mit Gewalt versuchen.

ZEIT: Wie haben Sie es bei Ihren eigenen Kindern gemacht?

Grönemeyer: Meine Mutter kommt aus Estland. Sie und ihre Schwestern haben uns immer abends am Bett mehrstimmig Schlaflieder vorgesungen, *Bayushi Baju* oder *Ein Vögelin fliegt dem Necken zu*. Das war wie im Kino. Bei meinen Kindern habe ich das auch versucht, aber die haben extrem allergisch reagiert. Ich hielt das für idyllisch, die fanden das aber total nervig. Später bekamen sie Klavierunterricht, aber ich konnte nicht mit ihnen üben, ich war extrem schnell genervt, da passen wir nicht zusammen. Aber Klavier spielen sie beide noch.

ZEIT: Verlangen Sie Probedisziplin von Ihren Kindern?

Grönemeyer: Ich versuche, sie zur Disziplin zu bringen und zugleich zu spielen, ob es ihnen überhaupt gefällt. Ob es etwas ist, das sie mit ein bisschen Druck fürs Leben behalten. Meine Mutter ist jetzt 80 Jahre alt und setzt sich immer noch hin und spielt für sich. Wenn man für sich selber Musik machen kann, und wenn es nur kleine Lieder auf der Gitarre sind, das ist das Schönste. Man tut sich selber was Gutes. Das klingt pathetisch, ist aber so. Letztlich mache ich das immer noch gerne. Wenn ich ein Lied geschrieben habe, frue

ich mich wie ein Schneekönig, setze mich hin und spiele das 30-, 40-mal am Tag.

ZEIT: Was wäre ein Leben ohne Musik für Sie?

Grönemeyer: Unmöglich. Brutal. Wie ein Seelenkrieg. Da ist was amputiert, das geht gar nicht.

ZEIT: Es gibt den Spruch: Böse Menschen haben keine Lieder. Macht Musik den Menschen besser?

Grönemeyer: Nein. Das hat der Faschismus bewiesen. Politik benutzt die Musik gerne und setzt sie für ganz falsche Dinge ein. Sänger, Dirigenten sind auch nicht allein deshalb bessere Menschen, weil sie Musik machen, weiß Gott nicht. Aber für die eigene Gesundheit, für die Seele ist Musik wichtig. Sie bringt das Selbst zum Klingen. Ein Lustwunsch?

ZEIT: Gibt es eine Verbindungslinie von Ihrer frühen Musikausbildung zu dem, was Sie heute tun?

Grönemeyer: Ganz eindeutig. Die Auseinandersetzung mit klassischer Musik hat mich geprägt; ich schreibe immer alle meine Stücke am Klavier. Was nicht heißt, dass das jeder so machen muss. In der Schule muss Musik der Kraftstoff fürs Gehirn und für die Sinne sein. Ein Schüler braucht Musik, um neben der ganzen Lernerlei die Sinnlichkeit zu füttern. Wenn Musikunterricht mit Liebe gemacht ist, hilft er einem die Stunden davor und danach zu überstehen. Das fördert eine ganze andere Wahrnehmung. Das ist sinnliche Mathematik!

ZEIT: Kann man durch schlechten Unterricht auch für Musik verdober werden?

Grönemeyer: Absolut. Bei meinen Kindern hier in England machte eine Lehrerin immer Aufführungen mit Orffschen Instrumenten, und jeder durfte ein bisschen rumkloppen – das war unerträglich. Lieber kein Musikunterricht als schlechten. Schlechter Musikunterricht ist ein Verbrechen.

ZEIT: Gibt es einen Königsweg zur Musik?

Grönemeyer: Sicherlich ist Musik an der Schule wesentlich. Zur Ausbildung sollte auch gehören, dass man in Konzerte geht. Das ist ein sinnlicher Vorgang und viel mehr, als immer nur in der Schulbank zu sitzen. Und beim Einzelunterricht ist es dann wie beim Arzt: Man soll nicht gleich beim ersten besten bleiben, sondern denjenigen suchen, der zu einem passt. Das Kind muss mit dem Lehrer klarkommen. Und wenn das nicht funktioniert, sollte man auch den Mut haben, noch dreimal zu wechseln: den finden, der zum Kind passt, und nicht den nehmen, bei dem auch das Nachbarskind erfolgreich ist. Und man sollte dem Kind mehrere Instrumente anbieten.

ZEIT: Sie haben einen Wunsch frei an Musikpädagogen und Bildungspolitik. Wie lautet er?

Grönemeyer: Den Musikunterricht massiv erhöhen. Die Schlagzahl erhöhen, am besten verdoppeln. Das sind wir uns schuldig, wenn wir uns selbst so gerne als Kulturation preisen.

DIE FRAGEN STELLTE CHRISTOPF SIEMES

Ein Schirm, alles dem Ökonomismus zu unterwerfen

VON THOMAS QUASTHOFF



Als unsere Tochter letzten Sommer eingeschult wurde, stellte ich mich mit Verwunderung fest, dass das Fach Musik zwar im Stundenplan auftauchte, eine kompetente Lehrkraft aber nicht zur Verfügung stand. Erkundigungen nach dem Grund wurden mit der Antwort beschieden, ein Teil des Kollegiums zupfe die Wandergitarre, darüber hinaus fehle es am Geld. Ich muss daraus schließen, dass die Berliner Kulturbehörde das Fach Musik für entbehrlich hält. Entbehrlich im Sinne von nebensächlich, nichtsnützig, nicht relevant für die Erziehung und Persönlichkeitsbildung, des Homo sapiens sapiens am Beginn des 21. Jahrhunderts.

Einem, der wie ich sein Brot mit dem Vortrag von klassischem Liedgut verdient, tut diese Erkenntnis nicht nur ziemlich weh, sie macht mich ziemlich sauer. Denn sie passt ins Bild einer Gesellschaft, die alles und jedes nur noch unter den Prämissen von Werteverbater und Finanzierungsverhaltnen diskutiert, spricht einem stringenten Ökonomismus unterwirft. Ein Schirm, der obendrein von einer politischen Klasse durchs Land trompetet wird, die gern mal über Leitkultur faselt, sich aber bis heute nicht einigen kann, ob wir in einer Erlebnis-, Risiko- oder Multioptionsgesellschaft leben oder doch eher im ewigen Jammerland. Nichtsdestotrotz nagt der Unfug an Bibliotheken, Volkshochschulen und Museen, an öffentlichen Musikschulen und Bühnenhäusern, an Chorstellen und an den Universitäten.

Was diese Denkgangart in den Köpfen Heranwachsender anrichtet, kann man in den Gesangsklassen der Musikhochschulen besichtigen. Hier landen immer öfter Kandidaten, die ganz passabel singen, Noten lesen und Klavier spielen können, aber bei Erwähnung der Blauen Blauen in Flempop, beim Namen Fichte nur an Nutzholz denken, also vom allgemeinverbindlichen Kontext eines

Schubert-Liedes wenig mehr als blauen Dunst im Kopf haben – Google wird's schon richten. Auf der anderen Seite agieren Bürokraten, die das Wesen des musikalischen Handwerks nur rudimentär durchdringen und dennoch munter an Bachelor-Abschlüssen, kürzeren Studienzeiten und fächerfremden Reglementierungen basteln. Die meisten Hochschulen tun mit, weil die Diplomstückerzahl den Aufsichtsbehörden als Nachweis effizienter Arbeit gilt. Und ebendieses kunstnerische Wirken und Wollen ist heute das entscheidende Argument, wenn es um die Verteilung der immer knapper werdenden Finanzen geht. »Kunst« jedoch, wusste schon Karl Valentin, »kommt von können, nicht von wollen, sonst hieß es ja Wünnen«.

Um zu ermesen, welchen irreparablen Verlust das Kleinfreden und -sparen allein des Musiksektors für ein Gemeinwesen bedeutet, muss man nicht erst Schopenhauer auffahren, der der Tonkunst die Fähigkeit zusprach, »das innere Wesen, das Ansich der Welt« in einer »höchst allgemeinen Sprache« auszudrücken. Es reicht, den Film *Rhythm Is It!* anzuschauen. Er dokumentiert, wie 250 Jugendliche Strawinskys *Le Sacre du Printemps* einstudieren. Die Kinder stammen aus verschiedenen Kulturkreisen und sozialen Milieus und waren vorher nie mit klassischer Musik in Berührung gekommen. Wer sie am Ende miteinander tanzen sieht, bewundert in *Rhythm Is It* ein Hohebild auf die Kraft der Musik, soziale und kulturelle Schranken zu überwinden.

Ich wüsste nicht, was in diesen Zeiten dringender geboten wäre.

Der Bariton Thomas Quasthoff, 47, ist einer der gefragtesten deutschen Sänger. Er unterrichtet als Professor für Gesang an der Musikhochschule Hanns-Eisler in Berlin

Ich plädiere für Umwege

VON SIMONE YOUNG




Kann man erreichen, dass Jugendliche es cool finden, ein Instrument zu lernen? Nein, das kann man nicht. Denn es ist nicht cool, wenn ein Kind drinnen sitzen und Geige oder Klarinetten über sich wälzt, während die anderen draußen Fußball spielen. Aber man kann erreichen, dass es normal ist. Wenn zum Beispiel durch die Schule alle die Möglichkeit haben, ein Instrument zu lernen, wenn Singen und Musikmachen in der Familie selbstverständlich sind. Bei uns zu Hause steht der Flügel immer offen, die Harfe in der Ecke, und wenn meine neunjährige Tochter Lust hat, musiziert sie oder löst ein Rätsel oder spielt mit ihren Puppen. Musik muss Teil des Alltags sein.

Letztlich ist es ja an den Schulen wie in der Politik insgesamt: Muss gespart werden, schaut man zuerst in den musischen Bereich. Er wird als Luxus angesehen, als ein Extra obendrauf. Mathematikstunden werden nicht gestrichen. Das ist ein furchtbarer Fehler, denn es ist erwiesen, dass Kinder, die mit Kunst direkt in Kontakt sind, sich besser konzentrieren können und engagierter sind. Das gilt doch auch später für den Beruf. Um kreativ Probleme lösen zu können, muss man kreativ denken können, das hilft eine musische Ausbildung enorm. Jeder schreibt heute nach Effizienz. Mein Begriff von Bildung ist allmösischer. Ich plädiere für eine große Bandbreite und vermeintliche Uniforme. Meine älteste Tochter spielt Geige, ist engagiert im Theaterbereich – auch sie studiert Physik. Ich bin dafür, sich aber mit Sachen zu beschäftigen, die Zeit kosten – aber uns als Menschen weiterbringen. Da ich aus Australien komme, weiß ich, welchen Rang Kunst und Kultur in Deutschland einnehmen. Aber die Zahlen über den Unterrichtsfall in den musischen Fächern erschrecken mich.

Simone Young, 45, ist seit 2005 Intendantin und Generalmusikdirektorin an der Staatsoper in Hamburg

Für eine neue Schule der Empfindsamkeit

VON KENT NAGANO



Es wird oft beklagt, dass wir in einer Zeit der visuellen Reize leben. Unsere moderne Medienwelt ist stark auf Bilder ausgerichtet und der Hörsinn des Menschen ist oft unterfordert. Als Dirigent bedauere ich das natürlich besonders. Aber ich plädiere nicht nur dafür, unser Gehör zu schärfen. Der Mensch hat fünf Sinne. Neben den Augen und den Ohren gibt es noch das Tasten, Schmecken, Riechen – vielleicht haben wir sogar noch einen sechsten Sinn – und diese alle sollten wir nutzen? Wir sollten uns um Empfindsamkeit auf allen Wahrnehmungsebenen bemühen. Wer das Ohr durch Musik schult, bereichert seine Fantasie und lernt Abstraktes besser wahrzunehmen.

Die klassische Musik, die so unglücklich entwickelt und verfeinert ist, trägt dazu mehr bei als die Popmusik, die natürlich auch wichtig ist, vor allem, wenn man sie nicht nur hört, sondern selbst aktiv spielt. Ich selbst bin von einem ganz frühen Alter an mit der Musik von Johann Sebastian Bach aufgewachsen. Von Bach aus öffnet sich ein weit gespannter Kosmos der Künste, der Kulturgeschichte, des Ästhetischen. Aus ihm kann man Identität und Selbstverankerung schöpfen. Das ist eine Qualität, die den Meisterwerken der klassischen Musik innewohnt: Sie haben eine überzeitliche Dimension. Ein Hit vom Rapper 50 Cent hingegen wird recht schnell wieder aus unserer Wahrnehmung verschwinden – was gar nicht negativ gemeint ist, es ist das Wesen von Popmusik.

Als ich noch ein Kind war – ich bin in Klavierformen aufgewachsen –, gab es nur ein Klavier in unserem Haus, keine Unterhaltungselektronik, kein Fernsehen, keinen Computer, kein Internet. Kammermusik zu machen, einfach

so, war damals etwas Selbstverständliches. Auch in der Schule gehörten Bach und Beethoven einfach dazu. Es war normal, mit Kunstmusik in Kontakt zu kommen. Das ist heutzutage nicht mehr selbstverständlich. Es hat einen Bruch gegeben, irgendwann in den siebziger Jahren. Seit dieser Zeit sind nahezu zwei Generationen herangewachsen, ohne dass Klassik in ihren Familien eine große Rolle gespielt hätte. Jetzt allerdings habe ich den Eindruck, dass das Pendel wieder in die andere Richtung ausschlägt und das Bedürfnis nach musischer Bildung wieder steigt. Da müssen wir mit unserer Arbeit in den Orchestern und Opernhäusern ansetzen.

Das Wichtigste dabei ist, dass man selbst von seiner Sache überzeugt ist, dass man Glaubwürdigkeit ausstrahlt. Die Qualität muss stimmen. Und die Türen müssen natürlich offen sein. Denn meistens geht das Interesse an Kunst von einem starken Urimpuls aus, von einem Aha-Erlebnis, von einer Opernaufführung oder einem Konzert, das man nicht vergisst. Dafür sind wir verantwortlich. Ein Impuls, so eindrucksvoll er auch sein mag, bleibt erstmal nur ein Impuls. Auf ihn muss etwas folgen. Anleitungen zur weiteren Beschäftigung. Da können regelmäßige Jugendprogramme und Education-Projekte helfen. Darüber hinaus müssen wir den Pädagogen Unterstützung geben, die sich im Schullatium die Jugendlichen kümmern. Denn so ein Kunstimpuls muss in Kontinuität münden.

Kent Nagano, 55, war von 2000 bis 2006 Chef des Deutschen Sinfonieorchesters in Berlin. Er leitet das Montreal Symphony Orchestra und ist seit dieser Spielzeit Generalmusikdirektor der Bayerischen Staatsoper in München